



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Sitten und Siedlungen im Spiegel der Zeiten**

**Rappaport, Phillip**

**Stuttgart [u.a.], 1952**

X. Das Dorf.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-82472](#)

auf vielen Gebieten mustergültig ist. Aber sobald dieser Entwurf in die Regierungsstellen und Parlamente der einzelnen Länder gelangt, zerflattert er nach individuellen und politischen Wünschen. Dies geht soweit, daß selbst die einfachsten Grundbegriffe des Städtebaus in einem wirren Wortchaos untergehen: Niemand weiß nunmehr, heißt es Wirtschaftsplan, Flächenaufteilungsplan, Nutzungsplan, Generalbebauungsplan, Leitplan und wie der bunte Strauß aller Wortsfindungen der verschiedensten Dienststellen und politischen Körperschaften lauten mag. Nun versucht der Bund, ein einheitliches Städtebaugesetz zu schaffen; die bisherigen Entwürfe scheinen allerdings nicht ganz glücklich zu sein. Eine Überfülle von Möglichkeiten aller Art soll hier gesetzgeberisch zusammengefaßt werden; eine Fülle von Gedanken, Möglichkeiten und Zukunftserwägungen soll hier verankert werden. Aber es fehlt diesen Gesetzen die „stille Einfalt und edle Größe“ der alten Gesetze, die sich gerade durch ihre kurze Fassung und Knappheit auszeichnen.

Eines sei abschließend klargestellt: Städtebau kann sich nicht etwa auf die Städte im engeren Sinn beschränken oder vollends gar auf die Großstädte; die bauliche Entwicklung muß das ganze Land und andererseits auch das kleinste Dorf einbeziehen.

## X. DAS DORF

Ein zu starker Gegensatz: *hie Stadt, hie Dorf* bildet zu allen Zeiten und bei allen Völkern ein Problem. Der ursprünglichen Siedlung war dieser Unterschied fremd; am Anfang jeder Kulturentwicklung steht die Einzelsiedlung. Der Zusammenschluß zu Dorfgemeinschaften ist erst ein späterer Schritt. Aber schon das frühe Altertum bildet darüber hinaus die Stadt, mit Befestigungen umgürtet, mit dem Sitz mancher Gewerbe, mit staatsähnlicher Verfassung. Je mächtiger sich diese Stadtstaaten entwickeln, um so größer wird der politische und wirtschaftliche Gegensatz zwischen der Stadt und dem Land. Sehr deutlich bildet sich die geistige, kulturelle Konzentration in der Stadt aus. Man denke, wie oben ausgeführt, an das Athen eines Plato oder Perikles. In dieser Blütezeit ist die antike Stadt die alleinige Besitzerin und Betreuerin aller wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen. Sie verteilt dieses ihr Gut nicht hinaus auf das Land, allenfalls an andere Städte. Der Dörfler bleibt der schwer schaffende Acker- und Viehbauer, oft der völlig von der Stadt abhängige Helot.

Aber Kultur und Überkultur sind nur durch einen geringen Grad getrennt. Die gleichen Städte, die die Blüte von Jahrhunderten sind, sind auch der Ausgangspunkt des Zerfalls. Von Babylon, von Alexandria, von Korinth, von Rom geht eine Blüte weit über das Land; geht aber auch der Niedergang des Landes

aus. Die Stadt ist die Macht gewesen zum Guten; sie ist es jetzt zum Bösen. Der Zusammenhang mit der Erde fehlt.

„Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde,  
von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.“

Das Stadtvolk, das in seiner Blüte alles Große und Erhabene schafft, das durch seine Arbeit die Stadt zur Stadt gestaltet und das Land sich untertan macht, eben diese Stadtbevölkerung verlernt die Arbeit am schnellsten. Sie will von der Stadt nur noch die Abwechslung, das Vergnügen. Während die Einwohner Roms nach „panem et circenses“ schreien, nach Brot und nach Spielen, müssen die Landleute Italiens den Acker für dieses Brot bestellen, die Landleute der Provinzen die wilden Tiere für diese Spiele einfangen. Sie müssen arbeiten, und Rom feiert. Und Rom feiert auch noch, als die frischen Landvölker von Norden her vor den Toren stehen und der Stadt der Römer ein böses Verhängnis bereiten.

Die Antike geht in Trümmer; eine neue Zeit bricht an. Sie beginnt mit dem Wandern der Völker. Und in der Zeit der Wanderung gibt es keine Städte und keine Dörfer. Die Völker behelfen sich mit den primitivsten Siedlungen. Sie wandern und suchen. Aber sobald die Völker wieder seßhaft werden, entwickeln sich aus den alten Stadtresten wieder Städte; beginnt der alte Gegensatz zwischen Stadt und Land. Am Ausgang des Mittelalters ist die Stadt mit ihrer Macht und ihrer Pracht – zuletzt auch mit ihrer Kultur – der Ausdruck mittelalterlichen Lebens schlechthin. Wenig gilt daneben der Landbewohner, der Dörfler. Jetzt prägt sich der schon erwähnte, im Grunde uralte, aber erst im germanischen Recht vollendete Satz: „Stadtluft macht frei.“ – Wie schroff der Gegensatz geworden ist, bis zu welchem Grade die Unterdrückung des Dörflers durch den Städter geht, erhellt blitzartig aus den Bauernkriegen zu Luthers Zeit. Luther predigt das Wort „von der Freiheit des wahren Christenmenschen“. Und sofort nehmen die arg bedrängten Bauern dies Wort für sich in Anspruch. Was damals schon droht, daß Luthers geistiger Kampf ein weltlicher würde, ein Kriegskampf, das tritt im nächsten Jahrhundert in erschreckendem Maße ein. Der Dreißigjährige Krieg braust über Deutschland und macht dem Mittelalter ein Ende.

Wie steht es nach diesem Krieg mit Stadt und Dorf? Sie liegen beide in Trümmern. Und man kann nicht einmal annehmen, daß der gute Grimmelshausen in seinem „Simplicius Simplicissimus“ ein zu düsteres Bild malt. Es ist wieder ein Anfang, an dem kein allzu großer Gegensatz zwischen Städter und Dörfler ist. Erst langsam, vor allem unter der prachtliebenden, stadtfördernden Bautätigkeit der Fürsten bildet sich der alte Gegensatz neu. Aber er ist zunächst sachlicher, ausgeglichener als früher. Das liegt vor allem an der neuen Art des

Städters; der ist bescheidener, stiller geworden. Es entwickelt sich jenes ruhige Bürgertum des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts, das zum erheblichen Teil selbst Landwirtschaft treibt, dessen Städte ganz anders als früher sich zum Land öffnen, dessen vornehmste Glieder den Landmann wenigstens nachahmen möchten (Schäferspiele!).

Erst die Bildung der Großstädte seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und die Bildung des Großstadtmenschen – in jedem Wortsinn – lassen den Gegensatz in stärkstem Maße wieder hervortreten. Der Strom vom Land zur Stadt nimmt ein vorher nie gekanntes Ausmaß an. Über groß an Umfang und überschnell in der Zeit, wie diese Großstadtbildung des 19. Jahrhunderts ist, ist auch die Herausbildung des neuen Gegensatzes. „Stadtluft macht frei“ gilt noch immer, aber jetzt macht sie *recht* frei. Wer in der Großstadt lebt, ist für das Land verloren. Überlegen schaut der Großstadtmensch, und gerade der neugewordene, auf den Dörfler herab. In der Großstadt sammelt sich Kultur, sammelt sich jede Möglichkeit der Zerstreuung, sammelt sich die Aufstiegsmöglichkeit. Mitbedingt ist der Zug zur Großstadt durch die schlechte Lage des Landmanns infolge der Einfuhr billiger landwirtschaftlicher Erzeugnisse aus dem Osten und von Übersee. Sie macht der heimischen Landwirtschaft die Zahlung angemessener Löhne und die Schaffung angemessener Unterkünfte schwer. Die großstädtische Lockerung aller Beziehungen zur Natur, die Wurzellosigkeit der Großstädter ist mindestens *eine* der Ursachen für den Ausgang des ersten Weltkrieges. Trotz dieser klaren Erkenntnis und trotz der bewußt geförderten dezentralisierten Siedlung bleibt die großstädtische Anziehung auch nach dem ersten Weltkrieg, sogar teilweise verstärkt. Alle Erörterungen über Beschränkung der Großstadtgrößen bleiben theoretische Erwägungen. Die Großstadt wächst weiter. Noch ist nicht zu übersehen, ob nach dem zweiten Weltkrieg mit seinen wirtschaftlichen und bevölkerungspolitischen Änderungen das Ziel einer innerlich begründeten Beschränkung der Großstadt und die bewußte Ausgestaltung von Landstädten über wissenschaftliche Überlegungen hinausgeht.

Im Grunde genommen ist die landwirtschaftliche Siedlung, das heißt in erster Linie *das Dorf*, in seinen Entwicklungszielen seit den letzten hundert Jahren, teilweise sogar seit dem Mittelalter, nicht geändert. Ein erheblicher Teil unserer Dörfer steht in baulicher, hygienischer und wirtschaftlicher Hinsicht still. Das ist gut und ist schlecht. Die langsame, konservative, bodenständige Art des Dorfbewohners schützt diesen in vielfacher Hinsicht vor der Unkultur der letzten hundert Jahre. Es ist schlecht, insofern der bauliche Zustand vieler deutschen Dörfer – in den französischen und italienischen Dörfern zum Beispiel ist es noch schlimmer – sich bei seinen mittelalterlichen Formen ausruht. Es fehlt die Weiterentwicklung, die nicht nur in rein baulich-technischer Hinsicht notwendig ist, sondern die sich auch aus der geänderten landwirtschaftlichen Betätigung ergeben müßte. Eine wirklich ortseigene, bodenständige Form zeigen unsere Dörfer nur

in den älteren Anwesen. Alles Neuere ist ein Durcheinander der verschiedenen technischen und baustofflichen Versuche, von der ästhetischen Seite ganz zu schweigen. Und wenn die nationalsozialistische Zeit eine Aktion zur „Verschönerung“ des Dorfes durchführt, so ist das zweifellos falsch. Man schafft „Gau-Musterdörfer“ oder glaubt sie zu schaffen. In diesen imitiert man Fachwerk, man imitiert Pferdeköpfe an den Giebeln, man imitiert Butzenscheiben. Die Weitergestaltung dörflicher Bauten muß aber aus ihrem Wesenskern heraus erfolgen und kann nicht durch eine äußere Verschönerung oder vollends durch Rückgriffe auf historisch vergangene Zeiten erreicht werden.

Der *bauliche Zustand unserer Dörfer* ist in den einzelnen Landesgebieten sehr verschieden. Ein Teil der süddeutschen und norddeutschen Dörfer ist infolge der sehr soliden Bauart und der dadurch bedingten längeren Lebensdauer besser daran als manche mitteldeutschen Dörfer, besonders manche sächsischen, hessischen oder Eifeldörfer. Dort ist das Durcheinander guter alter, bodenständiger, aber leider vielfach baufälliger Höfe im Gegensatz zu neueren, aber ortsfremden Bauten bisweilen erschreckend. Fast überall ist die Liebe und das Verständnis für die ortsbedingte Hofform geschwunden. Hier muß nicht beim Haus, sondern beim Menschen angefangen werden. Es fehlt der innere Zusammenhang zwischen dem Boden, der ihm gemäßen Hofart und dem Bauern. Hier kann nur eine Erziehungsarbeit nachhaltiger Art helfen. Bauernwesen ist langsam. Wellblechdächer und Plattenverkleidungen sind ihm als Fortschritt angepriesen; und nun soll er überzeugt sein, daß all dies im Grunde ein Rückschritt ist. Jahrhunderte lang hat der Bauer sich seinen Hof im wesentlichen selbst gebaut; er hat sich wohl den Dorfmaurer oder den Dorfzimmermann zur Hilfe geholt. Heute baut ihm der Bauunternehmer, bisweilen der städtische Architekt den Hof. Also müssen wir nicht nur den Bauern umstellen, sondern den Bauunternehmer und den Architekten umlehren; und das wird oft das Schwerere sein. Mit der Herausgabe der heute beliebten *Baufibeln* kann kaum ein irgendwie durchgreifender Erfolg gesichert werden. Der Bauer, der von den Dingen nichts versteht, versteht auch die Baufibel nicht. Der Maurer und Zimmermann ist überzeugt, daß ihm die Baufibel nichts zu bieten vermag. Bisher jedenfalls ist ein Erfolg der mit viel Sorgfalt und Sachkenntnis herausgegebenen Baufibeln nicht zu beobachten. Die Mehrzahl der dörflichen Neubauten geht ihren dorffremden Weg.

Die Schwierigkeit liegt zunächst in dem geflissentlichen Verlassen der aus dem Boden entwickelten Dorfform, in der Anlage offener, zerstreuter Einzelsiedlungen rings um die Dorflage. Dieser Streusiedlung einen wirklichen Formgehalt zu geben, ist vom menschlichen, wirtschaftlichen und gestalterischen Standpunkt aus recht schwer. Diese Einzelhäuser, Doppelhäuser, selten Reihenbauten mögen vielleicht eine „Siedlung“ ergeben, einen Dorfcharakter ergeben sie nicht. So bleiben die alten Dorfkerne in ihrer historisch charaktervollen Art bestehen und werden von einem Kranz mehr oder minder zusammenhangloser

Einzelbauten umgeben. Das aber ist niemals die Weiterbildung des Dorfes. Die Voraussetzungen für die Weitergestaltung einer Dorfanlage sind viel enger als die mannigfaltigen Voraussetzungen, die zur Bildung oder Weiterbildung einer Stadt führen. Städtische Erweiterungen oder Neuanlagen sind neben Klima und Ortslage bedingt durch die gewerbliche oder die industrielle Beschäftigung der Einwohner, durch die Art der Handelsbetätigung, durch die Bestrebungen und Gewohnheiten der Einwohner nach Hausformen und Bauformen. Ganz anders bei der dörflichen Gestaltung. Ihre Grundlage muß immer die Landbestellung unter Hinzufügung der wenigen dörflichen Gewerbebetriebe sein.

Das Verstehen des Bodens und der ihm eigenen Hofform ist in noch stärkerem Maße bei *neuen Dorfgründungen* erforderlich. Wer dörfliche Neugründungen zweckgemäß schaffen will, wird das nur schwerlich durch einen ministeriellen Entwurf oder durch einen architektonischen Wettbewerb erreichen. Auch die Heranziehung bewährter städtischer Architekten kann nicht der zielrichtige Weg sein. Es kommt ja nicht auf die architektonisch-ästhetische Gestaltung als solche an, sondern auf das Verstehen der ländlichen Kultur und des örtlich-dörflichen Wesens. Der Bauer, der neu angesetzt werden soll, muß erst einmal selbst mit seinem Boden vertraut werden, muß erkennen, was die Ackerbestellung und die Viehhaltung unter den jeweils gegebenen Verhältnissen baulich erfordert. Dann muß der auf gleicher Scholle angesetzte Handwerker helfen. Friedrich der Große bildet für seine bäuerlichen Neusiedlungen in Schlesien, Brandenburg und Pommern eigens bezirkskundige „Landbaumeister“ aus. Die friderizianischen Dorfanlagen zeigen einen bestimmten bodenverbundenen Charakter, der erheblich verschieden ist von den mittelalterlichen Rundlingen oder anderen landschaftlichen Dorfformen. Bei diesen friderizianischen Gestaltungen ist wirklich das Bestreben maßgebend, eine aus den neuen Verhältnissen erwachsene Dorfform zu schaffen. Hierfür ist neben dem Klima Brandenburgs oder Schlesiens oder Pommerns die Verteilung der Äcker, die Art der Feldbestellung und Viehhaltung maßgebend. Es ist die letzte Zeit, in der eine aus dem Boden gewachsene dörfliche Gesamtstruktur entsteht. Seit dieser Zeit verblaßt der lebendige Zusammenhang zwischen Boden und Dorfform.

Als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die *bauliche Kultur* allgemein untergeht, kommt, wie dargelegt, auch über unsere Dörfer vielfach das Unheil. Nun läßt sich auch der Bauer von „Architekten“, Baustoffhändlern und allerhand fahrenden Besserwissern zu baulichen Absonderlichkeiten verführen: Wellblech, Stuck, Zierate am Haus, Terrakotten, Glaskugeln, steinerne Zwerge im Garten halten ihren Einzug. Und der Bauer ist viel eher geneigt als der Städter, diese Neuigkeiten als etwas Bevorzugtes seinen Nachbarn nachzuahmen. Wir dürfen gar nicht an die Innenausstattung der Bauernhäuser um diese Zeit denken; Plüschsofas, Wandspiegel, gußeiserne Blumenstände kommen ins Haus und werden dort im bäuerlichen Dornröschenschlaf bis heute konserviert. Die Un-

kultur kommt wohl langsamer ins Dorf; aber sie ist dort auch „bodenständiger“. Eine Großstadtstraße erneuert sich durchschnittlich in achtzig Jahren; eine Dorfstraße durchschnittlich in zweihundert Jahren, vielfach in noch längeren Fristen.

Nun kommt unsere Zeit mit den *heutigen landwirtschaftlichen Bauaufgaben*. Es gilt, Bauernhöfe zu schaffen auf Neuland, etwa trockengelegten Mooren, Watten, Ödflächen, Waldparzellen. Es gilt aber auch, nach unserer heutigen Auffassung über Bodenreform landwirtschaftliche Großbetriebe in bäuerliche Einzelbetriebe umzuwandeln. Hierfür ist eine Form noch nicht gefunden, weder für das Gehöft noch für eine Gruppe von Gehöften: das Dorf. Es ist noch nicht einmal klar, ob wir wirklich danach suchen. Ursprünglich kommt die städtische Hausgestaltung vom Dorf her. Die Stadt hat sich in der Reihe der Jahrtausende aus den Dorfbauten entwickelt, je nach dem Grad der mehr gewerblichen, bürgerlichen Beschäftigung. Heute kommt die Dorfgestaltung von der Stadt her, das heißt von städtischen Architekten und Handwerkern. Auf den städtischen Bauschulen wird „landwirtschaftliche Baukunde“ gelehrt. Unsere Zeitschriften geben sich Mühe, gute bäuerliche Gestaltungen zu veröffentlichen und zu verbreiten. Es ist ein mehr theoretisch-gelehrter Weg, den die ländliche Baukunde heute marschiert, nicht mehr der ursprüngliche Weg, der von der bodenver bundenen Arbeit ausgeht. Man sollte keine Lehrbücher über landwirtschaftliches Bauen schreiben, sondern sollte Praktiker der ländlichen Bauart erziehen. Niemals darf vergessen werden, daß im Rahmen der Gesamtsiedlung die ländliche, dörfliche Siedlung den ersten Platz einnimmt. Wir dürfen bei all unseren verkehrstechnischen, städtebaulichen und wirtschaftlichen Problemen nicht vergessen, daß wir vom Acker leben, nur vom Acker. Wir treiben zuviel „Städtebau“. Wir haben zuviel Lehrbücher, die sich mit Städtebau befassen. Unsere Architekten befinden sich vielfach nur wohl, wenn sie Monumentalplätze. City gestaltungen und Hochhäuser behandeln können.

Gewiß sind solche architektonischen Großtaten durchaus wertvoll und bedürfen der künstlerischen Hand. Aber sie sind nicht Anfang und Ursprung. Nach diesem Weltkrieg strömen Hunderttausende oder Millionen aus dem Osten Deutschlands in die westlichen Gebiete. Sie suchen eine neue Heimat. Soweit man sie ihnen im Westen geben kann, darf die Form der bäuerlichen und dörflichen Gestaltung nicht etwa aus östlicher Eigenart übernommen werden. Sie muß vielmehr aus dem Klima und den landwirtschaftlichen Notwendigkeiten des Westens entwickelt werden. Man könnte verzweifeln, wenn man heute die noch mehr oder minder freien Gebiete zwischen den Städten und Dörfern des Westens durchwandert. Man findet mancherlei neue Einzelanwesen; aber immer wieder muß man sehen, daß sie keinen bodenständigen Charakter und keine neuen Entwicklungstendenzen zeigen. Wir geben unseren bäuerlichen und dörflichen Anwesen die Form von „Siedlungen“, das heißt wir folgen einem Begriff, den es

in Wirklichkeit erst seit etwa fünfzig Jahren gibt, und der an sich noch keine eigene Form und jedenfalls keine Form aus bodenverbundener Notwendigkeit erhalten hat. Diese Verhältnisse liegen in Nord- und Nordwestdeutschland verhältnismäßig schlechter als in Süddeutschland, vor allem in Oberbayern, wo auch heute noch eine gewisse, niemals unterbrochene Form für ländliche Anwesen weiterbesteht. Daher wirken dörfliche Anlagen dieser Gebiete viel einheitlicher und charakteristischer als anderwärts. Wenn jetzt in weiten Gebieten Deutschlands auf Grund der Bodenreform Großbesitz in kleinbäuerliche Stellen umgewandelt wird, ist die Schaffung einer zwar bodenverbundenen, aber den heutigen Anforderungen entsprechenden Hausform und Dorfform unerlässliche Notwendigkeit.

## XI. AUSBLICK

Für die künftige Entwicklung Deutschlands müssen wir zum Teil neue Grundlagen schaffen; sicherlich in vielfacher Hinsicht umlernen. Ausgangspunkt muß wie in allen Zeiten gesunder Entwicklung wieder *das Land* sein. Jedes Haus, jede Straße, jeder Sportplatz, jede Verkehrsanlage verringert unseren nicht zu steigernden Bodenvorrat. Wir betreiben die Siedlungsfrage zu sehr vom Standpunkt der Stadt und des Städtebaus. Wir achten zu wenig auf die Landbebauung. Ein Volk kann nicht immer zunehmen an Einwohnern, sein begrenztes Land dem Ackerbau entziehen und von fremder Länder Brot leben. Wir müssen eine mustergültige Einteilung unseres Bodenvorrats vornehmen und müssen die beste Organisation für eine „Raumordnung“ schaffen. Es ist gut, Geld zu sparen; wichtiger für uns ist, Land zu sparen.

Voraussetzung hierzu ist ein mustergültiges *Kartenwesen*. Ein erheblicher Teil unserer Karten ist überaltert. Die wichtigste Karte für eine sorgfältige Bearbeitung der Raumordnung, nämlich die Grundkarte 1:5000, fehlt noch für die meisten deutschen Gebiete. Auch fehlt uns eine wirklich sorgfältige und alles umfassende Bodenkartei. Hätten wir doch während der nationalsozialistischen Zeit, als wir ungewöhnlich große Mengen Land für Autobahnen, Kasernen, Übungsplätze, Aufmarschgelände und dergleichen verbrauchten, eine einwandfreie Karte über Bodengüte gehabt. Vielleicht wäre den Bearbeitern doch vor dem Raub besten deutschen Bodens etwas bange geworden.

Erst an Hand wirklich einwandfreien Kartenmaterials können wir die so bitter notwendige Zweckverwendung unseres Bodens, das heißt die Landesplanung oder Raumordnung, bearbeiten. Leider befindet sich das Gebiet der *Landesplanung* noch vielfach im Bereich der Theorie und der Statistik. Sie aus diesem mehr geistigen Gebiet in die reale Praxis hinüberzuführen, wird noch mancher Anstrengung, vielleicht sogar manchen Zwanges bedürfen. Millionen